

Abschiedsworte und Anfangsworte – Johannes 14, 15-19

Abschiedsworte und Anfangsworte sagt Jesus seinen Vertrauten im engen Kreis. Von der euphorischen Pfingststimmung, die uns aus der Apostelgeschichte entgegen klingt, ist dieses Gespräch weit entfernt. Das ist keine Massenveranstaltung. Das ist Seelsorge für eine verunsicherte kleine Gruppe. Es sind die Abschiedsreden, denen wir da lauschen und die der Evangelist Johannes vor die Leidensgeschichte Jesu ordnet. Er zeichnet dabei die Jünger nach, wie sie im tiefsten Inneren verängstigt sind, wie sie tastend fragen: „Herr, wir wissen nicht, wo Du hingehst, wie können wir den Weg wissen?“

Jesus spürt den Abgrund, der sich unter den Jüngern auftut, wenn er weg ist. Alles droht auseinanderzufallen: die Nähe zu Gott, die sie mit ihm jeden Tag gespürt haben. Die Freiheit, die seine Worte in ihnen ausgelöst haben. Das Vertrauen in die Liebe, als stärkstes Gebot, das die Kraft hat, aller weltlichen Macht zu widerstehen. Den Sinn, den alles auf einmal hatte. Ihre eigene Identität, ihr Wesenskern, der in seiner Gegenwart zu strahlen begann. Es war so, als hätte jemand eine Tür aufgestoßen und vor ihnen lag das Reich Gottes wie eine weite Landschaft und sie waren darin unterwegs... mit Jesu Abschiedsworten scheint alles plötzlich zu einer Sackgasse zu werden.

Jesus bereitet seine Freunde auf eine elementare Enttäuschung vor, ja auf einen Skandal: all das, was Leben verheißen hat, wird sterben.

Alles, was bisher so gut und klar war, wird sich verhüllen und entziehen. Das Versprechen wird nicht eingelöst. Und das Schlimmste daran ist: man geht sich dabei selbst verloren.

Ein solch tragisches Selbstempfinden diagnostiziert der Soziologe Andreas Reckwitz unserer spätmodernen Gesellschaft. In seinem Buch „Verlust – ein Grundproblem der Moderne“ beobachtet und beschreibt er unsere Gegenwart so: „Gletscher schmelzen, Arbeitswelten verschwinden, Ordnungen zerfallen, Verluste bedrängen die westlichen Gesellschaften in großer Zahl. Sie treiben die Menschen auf die Straßen, in Therapiepraxen und in die Arme von Populisten. Sie setzen den Ton unserer Zeit.“

Dabei hat es Verlusterfahrungen schon immer gegeben. Sie gehören zum Menschsein dazu. Aber unser Verhältnis zu möglichen Verlusten hat sich verändert. Die Enttäuschung darüber ist existentieller geworden. Warum ist das so? „Was ist nun in der Moderne anders?“ fragt Andreas Reckwitz und stellt fest: „Meine Grundthese lautet, dass die Moderne ein fundamentales Problem mit Verlusterfahrungen haben *muss*, und zwar deswegen, weil diese dem Fortschrittsglauben widersprechen, welcher der Moderne innewohnt.“

Der Fortschrittsglaube besagt ganz einfach, dass die Zukunft immer besser wird, als die Gegenwart es ist. Das ist mehr als eine vage Hoffnung, das ist eine feste Erwartung, in der wir alle aufgewachsen sind. Sie bestimmt unser Denken und Handeln mehr als uns lieb ist. Wir betrachten erreichte Fortschritte sofort als selbstverständlich. Und in einem immer größer werdenden Ungenügen schauen wir auf das, was noch fehlt und vor allem auf das, was uns ungerechterweise genommen wird.

Im Kern, so Andreas Reckwitz, handelt es sich bei allen Verlusterfahrungen um einen persönlichen Identitätsverlust.

Das kann sich zu einem Gefühl anwachsen, „ohne das Verschwundene kein sinnvolles, angemessenes, lebenswertes Leben mehr führen zu können.“

Auch der zahlenmäßige Niedergang der Kirchenmitglieder durchkreuzt unser Fortschrittsversprechen. Die kirchlichen Reformen, entspringen weniger einer gemeinsamen Veränderungslust, als vielmehr einem allgemeinem Bedeutungsverlust.

Das ist eine institutionelle und eine persönliche Verlustgeschichte. Noch hört man es von den Älteren in den umliegenden Dörfern: Ja, als sie jung waren, sind die Kirchen voll gewesen. Religion gehörte zum Alltag in einer oft nicht groß hinterfragten Selbstverständlichkeit. Das wird es so wahrscheinlich nicht mehr wieder geben. In dieser Trauer sind wir dem Jüngerkreis Jesu ganz nah. Auch den Jüngern wird die Zukunft durchkreuzt - von Jesus selbst. Ohne den Verschwundenen scheint auch ihnen kein sinnvolles Leben mehr denkbar. Auch sie drohen, sich selbst zu verlieren.

Aber Jesus spricht nicht nur Abschiedsworte. Er sagt Anfangsworte: „Ich will euch nicht als Waisen zurücklassen. Ich werde den Vater bitten und er wird euch einen Tröster geben, der bei euch sei, in Ewigkeit.“ Im Griechischen kann man das Wort „parakletos“ auch übersetzen mit Beistand oder Anwalt. Das ist einer, der zu einem steht, wenn man selbst nicht mehr zu sich stehen kann oder wenn man glaubt, nur noch auf sich selbst gestellt zu sein. Da ist einer unsichtbar da.

Jesus sagt: „Ich gehe und ich komme zu euch.“ Er entgrenzt sich mit seinem leiblichen Weggehen selbst. Dieses Geschehen ist sein wirkliches Kommen, bei dem er sich selbst realisiert: nicht Grenze, sondern Einheit. Erst das kann grenzübergreifende Gemeinschaft ermöglichen. Das ist das Wesen der Kirche schon immer gewesen: ob als kleine verfolgte Gemeinde, ob als wachsende Vielfalt, auch in allem Trennungsschmerz oder ob nun als sich wieder verkleinernde Einheit... im Inneren ist die Kirche, sind wir als Gläubige immer umgeben von dem Christus ohne Grenze, von heiligem Geist.

Anfangsworte schreibt auch Tomas Halik, wenn er auf den Glauben und die Kirche unserer Zeit schaut. Auch das ist eine Gegenwartsbeschreibung, aber aus der Sicht eines Theologen. In dem kleinen Bändchen „Starker Wein, nicht lauwarmes Wasser“ sind Impulse aus seinen Werken gesammelt, für einen Glauben, der Zukunft hat. Es liest sich wie eine Medizin auf die Verlustangst, die Andreas Reckwitz diagnostiziert.

Auch Tomas Halik erkennt den Wandel der Zeit, wenn er schreibt:

„Gott ist der Herr der Geschichte, er gestaltet sie und spricht zu uns durch alle Ereignisse. Wir stehen an einem wichtigen Zeitpunkt der Geschichte unserer Kirche. Wir müssen ruhig und still werden und ernsthaft fragen, was der Geist zu der Kirche spricht.“

Welchen Typ des Christentums, welche Gestalt des Christentums wollen wir anstreben, fragt er, der selbst ohne Glaube im sozialistischen Tschechien aufgewachsen ist. Und das spürt man ihm ab, denn er kann sich in die Welt der Nichtreligiösen einfühlen, in ihre inneren Barrieren aber auch in ihre Hoffnungen. Tomas Halik führt die Salvatorgemeinde in Prag, welches gleichzeitig die Gemeinde der Karlsuniversität ist. Und tatsächlich: Ich selbst habe bei einer seiner Messfeiern gerade noch irgendwo hinten einen Platz in der großen übervollen Kirche erwischt. Junge Menschen strömten weiter herein, da hatte die Messe schon begonnen. Sie setzten sich auf Isomatten in die Gänge und lauschten auf die Predigt.

Tomas Halik sagt: Eine der wichtigsten Gaben des Heiligen Geistes ist es, die Menschen aller Nationen, Kulturen und Sprachen verständlich anzusprechen: „Lest die Bibel, aber auch die zeitgenössische Literatur. Seid begeistert und treu, nie aber engherzig und unduldsam. Eure Bildung und der Sinn für Humor (eine der wertvollsten Gaben des Geistes!) mögen euch vor Fanatismus und Sektererei schützen!“ Für ihn muss der Glaube offen und in die Kultur unserer Gesellschaft inkarniert sein.

Um die Kirche zu erneuern, muss diese sich selbst aus der Ghattomentalität befreien. Sie soll nicht um ihr eigenes Überleben kreisen, sondern fortwährend hinter die Mauern gehen

und das „Evangelium allen Geschöpfen verkünden“, sowie „jede Krankheit im Volk heilen.“ Das meint er ganz wörtlich, denn er arbeitet als Seelsorger auch in einer Prager Suchtklinik. Er weiß, dass Sucht von Suche kommt, und er weiß, wie Christus die Sehn-Suchts-vollen findet, wie durch den Glauben an Jesus Christus Menschen gesund werden. Immer ist seine Aktivität nach außen an die Aktivität im Inneren gebunden.

„Wir Christen“, so schreibt er, „müssen dafür Sorge tragen, dass der starke Wein des Evangeliums sich nicht in das lauwarmer Wasser humanitärer Wohltätigkeit verwandelt. Unsere Aktivität in der Welt – also die Horizontale – darf nicht die Vertikale aufsaugen.“

Für Tomas Halik liegt das Geheimnis der geistlichen Vitalität in der Begegnung mit Gott: „Wir treten aus dem Reich der Worte hinaus in die Welt der Stille, der Anbetung von Gottes Anwesenheit in allen Dingen. Der bloßen Vernunft muss es angesichts der Tiefe des Geheimnisses schwindlig werden.“ In dieser Gottesfurcht, der staunenden Ehrfurcht vor Gott, sieht Tomas Halik im Grunde das Mittel gegen die Verlustängste unserer Zeit. Damit antwortet er auf Andreas Reckwitz und er tut das ganz im Sinne des Evangelisten Johannes, wenn er sagt:

„Die Gottesfurcht kann sogar ein Medikament gegen die Angst und einen gewisse existentielle Bangigkeit einer kranken Zivilisation sein, die den Sinn für das Geheimnis verlor. Die Gottesfurcht ist weder Angst noch Bangigkeit, sondern eine tiefe Hochachtung, ein Staunen, ein Erwachen, eine Erleuchtung, ein Geblendetsein durch die Fülle des Lichtes.“

Amen

(Schwanbergpfarrerin Esther Zeiher, den 08.07.2025)